

Vladimir Vertlib

# Juden sind auch nicht anders

tandem : essay 7

## Inhalt

Vorwort	5
„Echte Probleme ...“	7
Leben können – wie alle anderen	19
Als ich Rassist war	27
Die reaktionäre Utopie	35
MeToo in den 1970ern:	
Hätte man der Migrantin geglaubt?	47
Ich bin der erste in der Familie	
der nicht hungern musste	55
Die richtige Seite	63
Die Vermessung der Zeit:	
Mein Großvater, der Uhrmacher	73
Vertraut bis zu den Tränen	81
Die Nacht der Ankunft	91
Was muss ein guter Mensch?	103
Empathie und Unbequemlichkeit: Über Schreiben,	
Kunst und Kultur in Zeiten des Krieges	107
Ukraine: Am zweiten Tag begann der Beschuss	117
Anders lesen	129
Schreiben in Zeiten von Facebook	133
Juden sind auch nicht anders	145
Nach dem 7. Oktober 2023	153
Eine Muslima, ein Jude und eine Klasse	167
Zwischen Gott und TikTok	177

Mein Herz und ich	187
Jenseits üblicher Bahnen	199
Nach dem Schlaganfall:	
Diese Zunge gehört nicht mir	207
Das beste jüdische Museum Österreichs	213
Österreich: Ein Blick ins Blaue	221

Der vorliegende Band versammelt Aufsätze, Essays, Berichte und autobiographische Kurzprosatexte, die ich in den Jahren 1995 bis 2024 in verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften publiziert habe. Der Schwerpunkt der Auswahl liegt dabei auf Texten, die in den letzten zehn Jahren entstanden und vor allem im *Spectrum*, der Feuilletonbeilage der Wiener Tageszeitung *Die Presse*, das erste Mal veröffentlicht wurden. Die Reihenfolge der Texte ist weder chronologisch noch systematisch, sondern folgt einer sehr persönlichen und intuitiven Entscheidung für eine, wie ich hoffe, atmosphärische Abfolge, deren Folgerichtigkeit sich bei der Lektüre erschließen sollte. Der inhaltliche Bogen spannt sich von primär autobiographischen zu historischen, politischen und gesellschaftskritischen Beiträgen, die Israel und das Judentum, Migration, Identität, den Krieg in der Ukraine, Russland, die Sowjetunion, Österreich und die USA, Literatur, Kunst und Musik zum Inhalt haben. Porträts, Erinnerungen und auf Interviews basierende Essays vervollständigen ein Kaleidoskop, das den Einblick in mein Schreiben und Denken erlaubt.

Mein besonderer Dank gilt dem Herausgeber dieses Bandes Christoph Janacs.

## „Echte Probleme ...“

*Aus dem Gespräch eines Musterflüchtlings mit einem braven Gastarbeiterkind.*

Es war der vorletzte Tag vor dem ersten Lockdown: Geschäfte und Lokale waren noch offen, das Toilettenpapier war noch keine Defizitware, und man durfte miteinander spazieren gehen, ohne einen Meter Abstand halten zu müssen. Der Babyelefant war noch nicht geboren. Das Normale war aber schon zum Halbnormalen, zum seltsam hybriden Zwischenraum mutiert, so auch für einen jungen Freund aus Syrien, mit dem ich mich an diesem Tag unterhielt. Ich machte eine halb scherzhafte, halb ernst gemeinte und somit besorgt wirkende Bemerkung über das Corona-Virus, das uns, wie ich meinte, wohl noch einige Zeit beschäftigen werde. Der syrische Freund nickte und bemerkte nach einer kurzen Pause: „Ich finde es schön, dass auch die Europäer einmal mit echten Problemen konfrontiert sind, mit Problemen, bei denen es um Leben und Tod geht und nicht darum, ob der Rasen gemäht oder die Hausordnung von allen eingehalten wird.“ Ich nickte, lachte und war doch unangenehm berührt. Natürlich wusste ich, dass der Syrer in seinem Heimatland Krieg und Verfolgung erlebt hatte, dass er dem Tod ins Auge geblickt und nach einer gefährlichen Flucht über mehrere Länder in Österreich Asyl gefunden hatte. Ich wusste, dass seine Äußerung Ausdruck von Verletzungen und deshalb eher bitter als gehässig gemeint war.

Wenn jemand nach allen oberflächlichen Kriterien und gängigen Klischees ein „optimal integrierter Flüchtling“ ist, dann dieser junge Mann. Es gibt kaum jemanden, der herziger wäre als er. Lokalpolitiker, Flüchtlingshelfer und sonstige Einheimische und Eingeborene lassen sich gern mit ihm photographieren. Andere Geflüchtete sind stolz darauf, mit ihm befreundet zu sein.

In meiner Kindheit und Jugend war ich meinem jungen syrischen Freund sehr ähnlich: ich war der „gute Ausländer“, „das brave Gastarbeiterkind“, einer, den man gerne lobte und herumzeigte. Auch viele Jahre später, als ich längst Student war, staunten manche, wie gut und fehlerfrei ich Deutsch sprach, und machten mir Komplimente, obwohl ich längst keinen Akzent mehr hatte.

Ein guter Zuwanderer zu sein, ist genauso anstrengend wie ein böser Zuwanderer zu sein. In beiden Fällen wird man in erster Linie als Fremder und nicht als Mitmensch gesehen. In jedem Fall wird man zum Stellvertreter und, wenn man etwas Positives vorzuweisen hat, zum Anwalt, zum Kämpfer gegen das Vorurteil und zum Verteidiger jener vielen anderen Zuwanderer, die nicht das Glück oder das Geschick haben, als nett, brav und angepasst wahrgenommen zu werden. Die wirksamste Waffe und das beste Argument hierbei ist das eigene Vorbild – die optimalerweise schwierige, aber bewältigte Biographie mit Verfolgung anderswo, der Diskriminierung hierzulande, der Flucht zwischen den beiden Säulen Verfolgung und Diskriminierung und schließlich dem „Happy End“ der Anpassung, meist etwas eleganter als Integration umschrieben. Wenn das vermeintliche Happy End etwas länger zurück liegt, ist man unweigerlich mit der Frage

aller Fragen konfrontiert: „In welcher Sprache träumen Sie?“

Wehe aber, man enttäuscht die Erwartungen und verzerrt das schöne Bild durch Ambivalenz, Entwurzelung samt dauerhaftem Wurzelverlust, durch nicht aufgearbeitete Traumata, Wut, plötzliches Versagen oder Zynismus. Besonders Letzteres ist unbedingt zu vermeiden, denn ein Migrant darf heutzutage zwar sehr viel mehr als in meiner Kindheit und Jugend, eines jedoch bleibt weiterhin das ausschließliche Vorrecht der Eingeborenen – Zynismus und Sarkasmus (die meisten können zwar das eine nicht vom anderen unterscheiden, das spielt in diesem Fall aber keine Rolle). Der Fremde darf wütend, traurig, manchmal sogar undankbar sein, aber wehe, er trifft den Einheimischen an einer empfindlichen Stelle seiner Seele, macht sich über ihn lustig oder wird – Gott behüte! – selbst zum Träger von Klischees und Vorurteilen.

Das alles geht mir an jenem vorletzten, noch halbnormalen Tag im März 2020 blitzschnell durch den Kopf, als mein syrischer Freund erklärt, es habe schon etwas Gutes, wenn auch die reichen Europäer einmal richtig leiden müssen.

Ich selbst kann an der Corona-Krise nichts Positives entdecken. Was mich erschreckt, ist die Tatsache, dass mich die Worte des jungen Mannes aus Syrien abstoßen, aber sogleich auch eine starke, ungeahnte Nähe zwischen uns beiden erzeugen. Ich bin Europäer, Einheimischer, Österreicher, ich fühle mich angegriffen (was erlaubt sich dieser Flüchtling!, denke ich; glaubt er, dass bei uns die Euroscheine auf den Bäumen wachsen und unser einziges Problem wirklich die Hausordnung ist?; und sogar wenn

das so wäre, ist dies ein Grund, uns eine Seuche oder andere biblische Plagen zu wünschen, die unser Leben für immer verändern?; sind wir etwa schuldig geworden durch die Gnade der geographisch günstigeren Geburt?; was können wir denn dafür, dass es uns im Zentrum Europas besser geht als den Unglücklichen im Hinterhof des Kontinents?), doch zur selben Zeit bin ich Zuwanderer, Migrant, der oft genug unter der Überheblichkeit und Ignoranz der Einheimischen zu leiden gehabt hatte (recht hat er, der Flüchtling von heute, denke ich; in den letzten vierzig Jahren hat sich wenig geändert, die Leute haben immer noch keine Ahnung, was Verlust und Leid bedeuten, nun werden sie es erfahren; selbstsicher und überheblich sind sie geworden, so als säßen sie stets unter einer Schutzglocke, als wäre das gute Leben, das sie führen, kein einmaliges Geschenk, sondern eine Selbstverständlichkeit).

Das alles geht mir blitzschnell durch den Kopf, als mein syrischer Freund das Thema wechselt. Ich aber höre nicht zu, sondern erinnere mich an einen Text, den ich vor langer Zeit geschrieben habe. Fünfundzwanzig Jahre ist es her, und ich war so jung wie dieser junge Mann aus Syrien heute ist. Ich schrieb den Text für einen kurzen Auftritt auf der *Frankfurter Buchmesse* des Jahres 1995 und gab ihm den Titel *Ich und die Eingeborenen*:

Ich bin sieben oder acht Jahre alt, sitze auf einer Bank im Wiener Augarten und lese ein russisches Märchenbuch, als ich plötzlich eine Stimme höre: „Was liest du denn da Schönes?“ Ich erschrecke, drehe mich um und sehe ein älteres Ehepaar auf mich herunterschauen. Die

Dame – etwas füllig, mit Hütchen; der Mann – mit Anzug, Krawatte, Spazierstock. Ich bin in einem Dilemma: meine Eltern haben mir verboten, mit Fremden zu sprechen, und außerdem lese ich ein russisches Buch, kein deutsches. Ich habe Angst vor der Stimme, die vorläufig noch freundlich, sogleich aber überrascht und verwirrt wirken wird angesichts der fremden Schrift, der unbekannteren Sprache. Ich habe Angst vor dem vorläufig noch lächelnden Gesicht, das bald misstrauisch und ablehnend werden muss. Dann werden Fragen kommen, die ich nicht beantworten kann. Also verdecke ich das Buch mit meinem Körper und sage: „Das geht Sie nichts an, was ich da lese!“

Die alte Frau reagiert entsprechend. „So ein ungezogenes, böses Kind“, sagt sie, „was fällt dir ein, so etwas zu jemandem zu sagen, der freundlich zu dir ist und nur Gutes will. Ich wollte ja nur nett sein. Ich bin früher selber Lehrerin gewesen, nie hätte sich ein Schüler von mir so etwas erlaubt ... Komm, Alois, gehen wir!“, sagt sie zu ihrem Mann.

Ich schaue den beiden nach, sie gehen durch die lange Allee ins Innere des Parks, der Kies knirscht unter ihren Füßen, und ihre Rücken werden immer kleiner. Ich fühle mich elend, möchte den beiden nachlaufen, sie um Verzeihung bitten, alles erklären. Aber wie kann ich etwas erklären, das ich selbst nicht fassen kann.

Ich fühle mich einsam, rund um mich sind nur Eingeborene, mit denen ich schon so manche unangenehme Erfahrung gemacht habe, denen man nicht trauen kann, die einen seltsamen Dialekt sprechen, den ich erst bruchstückhaft verstehe. Es wird noch einige Zeit vergehen, bis

ich sprechen werde können wie ein Eingeborener, schimpfen wie ein Eingeborener, fluchen wie ein Eingeborener. Ich war oft im Augarten. Der Park war für mich – wie für viele andere Ausländer auch – ein Refugium und ein abgegrenzter Bereich, in dem ich mich sicher fühlte. Seit meine Eltern mit mir nach Wien, genauer, in die Wasnergasse gezogen waren, war ich fast täglich im Park.

Mit acht Jahren beginne ich die Alleen auszumessen. Drei Kinderschritte sind ein Meter, hat man mir gesagt. Ich gehe schnell und versuche die Schritte so regelmäßig wie möglich zu setzen. Sechsenddreißig, siebenunddreißig, achtund ... Einige ältere Herren beobachten mich. „Na, tun wir marschieren üben, bravo!“, sagt einer. Diese Äußerung berührt mich unangenehm. Ich gebe das Zählen auf, gehe betont langsam. Die alten Männer lachen. Zu diesem Zeitpunkt weiß ich schon, dass die älteren Herren selbst marschiert sind, dreißig Jahre ist es her, und dass sie mich, wäre ich damals schon am Leben gewesen, umgebracht hätten; nur verstehe ich nicht warum, und vorstellen kann ich es mir auch nicht. Man kennt sich nicht aus bei den Eingeborenen. Sie sind eben Wilde.

Als ich sieben Jahre alt war, versuchte mir meine Mutter begreiflich zu machen, dass ich Jude bin. Aber ich sei doch Leningrader, protestierte ich, geboren in Leningrad. Wohlgermerkt – Leningrader, nicht etwa Russe. Ich sei Leningrader und Jude, erklärte mir meine Mutter, man könne beides zugleich sein. Das sei kein Widerspruch. Unsere Familie hätte Leningrad verlassen, weil die Russen die Juden, also auch uns, nicht mögen, erzählte sie. Komisch, in der Schule und im Hort war ich für Mitschüler und Erwachsene immer „der Russe“. Alle hatten klare

Vorstellungen davon, wie Russen sein müssen, Vorstellungen, denen ich angeblich entsprach. Ich sei „typisch“, hieß es. Die Bedeutung dieses Wortes war mir nicht ganz klar. Nun sollte ich also Jude sein. Das Ganze war ein bisschen verwirrend.

Ich war Leningrader, das erschien mir handfester. Und das, obwohl ich keine fünf Jahre alt gewesen war, als ich aus Leningrad fortgebracht wurde. Mein Leningrad war ein kleiner Teil von Wien, in dem ich mich auch heute noch zu Hause fühle. Es sind nur wenige Straßenzüge im 20. Bezirk, in der Brigittenau, zwischen dem Augarten, dem Brigittaplatz und dem Donaukanal. Dort hatten meine Eltern in einem alten Zinshaus eine Wohnung gefunden – Zimmer-Küche, Toilette am Gang. Dort habe ich meine Kindheit verbracht und bin in die Schule gegangen. Die Freunde meiner Volksschulzeit waren alle russisch-jüdische Einwanderer wie ich, und wenn ich heute manchmal in diese Gegend komme, wechsele ich automatisch die Sprache, beginne Russisch zu denken, erinnere mich an die russischen Kinderbücher, die ich gelesen habe, vergesse, dass ich in Österreich bin, und kann mir kaum vorstellen, dass es auch gebürtige Wiener geben kann, „Eingeborene“, die diese Gegend bewohnen. Wenn die Eingeborenen zur älteren Generation gehören, können sie sogar einige Brocken Russisch, weil der Bezirk nach dem Zweiten Weltkrieg, in den Jahren 1945 bis 1955, Teil der sowjetischen Besatzungszone gewesen ist. Das ist für mich Wien und hat mit der Vergangenheit alter Briefe, mit der Nostalgie nach oft gehörten Geschichten und der Liebe zu Menschen zu tun, die ich nie gesehen habe, weil sie in Russland geblieben und schon gestorben

sind, Menschen, die aber immer gesprächspräsent waren und mich prägten, wie sie mich auch heute noch prägen, über ihren Tod hinaus ... An der Friedensbrücke, der Grenze zum Nachbarbezirk, begann das Ausland und die Anonymität feindlicher Häuserschluchten. Der Donaukanal trennte die etwas schäbige, aber heimelige Brigittenau von einer nobleren, bürgerlichen Wohngegend. Die Innenstadt lernte ich erst nach dem Ende meiner Schulzeit wirklich kennen. Als ich das erste Mal allein in ein Kaffeehaus ging, war ich zweiundzwanzig ...

Je älter ich wurde, desto mehr passte ich mich in Sprache, Mentalität und Gehabe den Eingeborenen an. Langsam, aber stetig begannen sie, in mein Leben zu treten. Bald war ich, bei oberflächlicher Betrachtung, nicht mehr von ihnen zu unterscheiden. Wenn ich mit ihnen unterwegs war, dachte ich wie sie und verhielt mich wie sie. Meine Eltern, sowie andere Immigranten, erschienen mir dann plötzlich konservativ, ja reaktionär, weltfremd, misstrauisch, unfähig, sich in ihrer neuen Umgebung zurechtzufinden. Mit gelassenem Wohlwollen blickte ich auf sie herab. Dinge, die für sie selbstverständlich waren, erachtete ich als absurd, hatte aber Verständnis.

Sobald ich aber mit russischen Immigranten beisammen war, änderte sich meine Einstellung. Augenblicklich wechselte ich meinen Assoziationshintergrund einfach aus. Ich passte mich nicht nur an, ich dachte tatsächlich anders und legte mein anderes Ich temporär ab. Die Österreicher wurden wieder zu fremden Eingeborenen, materialistisch, pedantisch und allesamt ein klein wenig beschränkt. Man lachte über ihre Problemchen, und ich lachte mit, hatte aber Verständnis ...

Wenn ich ins Ausland fuhr, hatte ich Heimweh, ich wollte zurück nach Österreich. Wenn ich die Grenze passierte und wieder in Österreich war, freute ich mich über den wohlvertrauten Klang der Sprache.

Meine Selbstgespräche führte ich in einer österreichisch gefärbten Umgangssprache, einer Mischung zwischen Wiener Dialekt und Hochdeutsch. Es war mehr das Wiener Deutsch meiner Lehrer im Gymnasium als der Dialekt der Mitschüler. Eine gewisse Kühle und Distanz zur Sprache der Eingeborenen blieb bestehen. Der entfesselte Plauderton blieb mir fremd. Die Eingeborenen-sprache war zum Denken da. Vielleicht war das der Grund, dass ich meine ersten Liebesbriefe auf Englisch schrieb. Deutsch kam nicht in Frage, und Russisch war ganz und gar unmöglich, nicht nur, weil die Angebetete kein Wort Russisch verstand, sondern weil Russisch die Sprache der frühesten Kindheit, der Eltern, der Emigration war, an Bahnhöfe, Flughäfen und provisorische Unterkünfte erinnerte. Russisch war zutiefst unerotisch. Deutsch war leider auch nicht viel besser, hat aber Jahr für Jahr an Sinnlichkeit dazugewonnen.

Mit nicht ganz sechs Jahren kam ich das erste Mal nach Österreich. Meine Eltern und ich mussten das Land jedoch bald wieder verlassen. Es folgte eine mehrjährige Odyssee. Doch alle Wege erwiesen sich wie die Flugbahn eines Bumerangs. Sie führten zum Ausgangspunkt zurück, nach Wien.

Die Emigrationsversuche liegen schon viele Jahrzehnte zurück, die Zeit vergeht, und ich vergesse manchesmal, dass ich zwar Österreicher, aber kein Eingeborener bin. Wenn aber meine eingeborenen Freunde von den Erlebnissen

ihrer Eltern und Großeltern erzählen, vom Krieg, der Besatzungszeit, der Zeit des Wiederaufbaus und anderen Ereignissen, die das Leben der Eltern und Großeltern geprägt haben und in der Folge auch sie selbst, da merke ich wieder, dass ihre Vergangenheit nicht meine Vergangenheit ist, dass meine Vorfahren in einer ganz anderen Welt gelebt haben, in den Kriegen „auf der anderen Seite“ gestanden sind, andere Sorgen, andere Probleme hatten, dass mein Österreich erst 1972 beginnt, und dass alles vor dieser Zeit nur Theorie ist, ein Studium der Geschichte jedoch, das die Perspektive festlegt und Emotionen freisetzt.

Ich fahre in Wien mit der Straßenbahn. Ein mit starkem Akzent Deutsch sprechender Fahrgast steigt ein, kämpft verzweifelt mit dem Fahrscheinautomaten, wendet sich an den Fahrer. Der Fahrer beginnt zu erklären („Also, zuerst müssen Sie den Knopf drücken, dann erst die Münzen reinschmeißen“, und so weiter.) Die Straßenbahn steht, die Fahrgäste werden unruhig. Es ist früh am Morgen, alle haben es eilig. Ein Fahrgast beginnt über Ausländer zu schimpfen, die „nicht einmal Straßenbahnfahren können“. Einige Male schon habe ich in vergleichbaren Fällen still zugehört und Angst gehabt, mich einzumischen. Jetzt widerspreche ich, beschimpfe den Fahrgast, nenne ihn einen Rassisten. Mit zunehmender Heftigkeit des Wortgefechts verfallende ich immer mehr in den Brigittenauer Eingeborendialekt, den ich in meiner Kindheit und Jugend gelernt habe. Mein Kontrahent schimpft zurück, verwendet dabei eine ähnliche Sprache, bis er mich schließlich am Ärmel zupft und sagt: „Heast, was brauch ma uns streiten wegen an Ausländer!“

*Der Essay „Ich und die Eingeborenen“ wurde im November 1995 in der Salzburger Zeitschrift „Literatur und Kritik“, im Dezember 1995 unter dem Titel „Die Eingeborenen und ich“ im „EXTRA“, der Feuilletonbeilage der „Wiener Zeitung“, und später – meist gekürzt – in einigen anderen Zeitschriften und Sammelbänden veröffentlicht, darunter im Essayband: „Ich und die Eingeborenen“, Thelem Verlag, Dresden 2012. Das geschilderte Gespräch am Beginn der Corona-Krise fand am 11. März 2020 in Bad Ischl statt. Die Urfassung des hier veröffentlichten Textes schrieb ich einige Tage später. Der syrische Flüchtling, den ich erwähne, war mein guter Freund und Kollege Jad Turjman, der am 29. Juli 2022 bei einer Bergwanderung in der Nähe von Salzburg tödlich verunglückte und dessen Gegenwart ich bis heute schmerzlich vermisse.*